



Niederdeutsches Heimatblatt



St. 1

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“
Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Januar 1930

Zum Geleit

Nun soll das „Niederdeutsche Heimatblatt“ zu neuem Leben erstehen und in neuer Folge erscheinen. Heimatpflege und Heimatforschung haben in unserem Gebiet einen mächtigen Auftrieb erhalten. Der Heimatsbund der „Männer vom Morgenstern“ zählt jetzt rund 1100 Mitglieder. Aus der klaren Erkenntnis von der Bedeutung seiner Bestrebungen will die „Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung“ dem Bunde jede Unterstützung gewähren. Ist doch die Förderung der Heimatarbeit ein wesentlicher Teil seiner großen Aufgabe zur Erneuerung des deutschen Geisteslebens überhaupt.

Was will der „Morgenstern“?

Er will der Heimat dienen, ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit, auf Konfession und Stand. Alte und Junge, Stadt- und Landbewohner, Hand- und Kopfarbeiter stehen nebeneinander in seinen Reihen. Und das ist recht so; denn alle Bildung ruht letzten Endes auf der Anschauung und dem Erlebnis in der Heimat. Nur über die Heimat hinweg ist die Fremde begreifbar. Gerade wir Küstenbewohner wissen, daß Heimweh und Fernweh in unserer Brust wohnen, und daß Heimatstimmung und der Blick in die Welt die wichtigsten Daseinsfragen unseres Volkes in sich schließen. Hier in der Heimat erwirbt der jugendliche Mensch die Bausteine zum Aufbau seines Geistesgebäudes, und hier sieht er die Urbilder,

Typen, Muster und Beispiele jeder staatsbürgerlichen Wirksamkeit. So nur kann echter und wahrer Bürgersinn erwachsen.

Noch eins ist wichtig:

Wir sind alle mit tausend Fäden an die Vergangenheit gebunden. Sie ist die Mutter der Gegenwart. Fast zu jeder Zeit und überall sind die Wellen des Geschehens in deutschen Landen bis an die Grenzsteine unserer Dörfer und an die Tore unserer Städte geschlagen. Aber daneben soll die Gegenwart in gleicher Weise berücksichtigt werden. Nicht nur das Gewesene, sondern auch das sich Verändernde muß im Blickfeld der Arbeit stehen. Allzu gern hat man sich früher einer falschen Schwärmerei und Romantik hingegeben. Man wollte alles, was alt war, unter eine Glasglocke stellen, wollte alles konservieren und erhalten, nur, weil es „alt“ war. Aber Sprache, Sitte und Brauch und auch das dingliche Volksgut sind stets im Fluß gewesen. Das wird auch in Zukunft so sein. Da nützt alles Klagen und Jammern nichts. Was stirbt, muß begraben werden; die Hauptsache ist nur, daß der heimatlische Mensch die Kraft behält, aus dem Grunde des bewährten Guten stets

neue Formen zu bilden, die die alten womöglich an Schönheit noch übertreffen.

„Am guten Alten in Treue halten,
Am kräftigen Neuen sich erfreuen,
Wird niemand gereuen.“

Jede Heimatssimpel und jeder öde Lokalpatriotismus sind Krebsgeschäden der gesunden Heimatarbeit. Immer muß die Blickrichtung auf das Ganze gewahrt bleiben. Durch Vorträge und Aufsätze in der Tagespresse usw. will der „Morgenstern“ das Gewissen der Heimatgenossen schärfen, will er aufklären und der Forschung die Wege ebnen. Heimatpflege, Denkmalschutz, Förderung der Jugendherbergsarbeit und der Wanderbewegung, Vertiefung einer gesunden Baugesinnung, Schutz der Urkunden und Akten und der historischen Stätten, das alles sind Gegenwartsaufgaben, die turmhoch vor uns liegen.

Die heimatlische Natur mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt darf nicht einem rücksichtslosen Egoismus ausgeliefert werden. Wir haben die Pflicht, die Heimat unseren Nachkommen so zu überliefern, daß sie auch ihnen noch lebenswert ist. Mit der Zerstörung der Heimatnatur geht sonst die Entwurzelung und damit die Entseelung unseres Volkes Hand in Hand; im Mittelpunkt jeder Betätigung auf dem weiten Felde der Heimatarbeit aber siehe die Sorge um den heimatlischen — Menschen.

J. J. Cordes,

Vorsitzender der „Männer vom Morgenstern“

Da stimmt etwas nicht, „Signore“ Plinius

Allgemein wurden früher die Nachrichten des römischen Schriftstellers Plinius (23–79 n. Chr.) über die Besiedlungsverhältnisse unserer Marschenlande unbezweifelt wiedergegeben. In vieler Beziehung müssen seine Mitteilungen auch heute noch als zutreffend bezeichnet werden; aber auffällig bleibt es doch, daß er in seiner „Historia naturalis“ (Buch XVI, Kapitel 1 u. 2) so widersprechende Tatsachen berichtet, die vor dem Scharfblick der heutigen Spätforschung unmöglich bestehen können. Was er über die Gezeiten, den Fischefang, das Auffangen des Trinkwassers in Zisternen und über die Torfbereitstellung schreibt, ist überaus plastisch und treffend dargestellt. Aber um so verwunderlicher ist es deswegen, wenn er meint: „Gleich ihren Nachbarn Vieh zu besitzen und sich von Milch zu ernähren, ist ihnen nicht vergönnt, ja, nicht einmal mit den wilden Tieren können sie kämpfen, da weit und breit kein Baum und Strauch gedeiht.“ Also keine Viehzucht, keinen Ackerbau, keine Jagdtiere und auch kein Holz zum Häuserbau? — Was sagt denn nun die neueste Forschung dazu? Dr. Haarnagel, der Leiter des Amtes für Marschen- und Wurtensforschung, hat schon seit Jahren im Auftrage des Landesmuseums in Hannover umfangreiche Grabungen geleitet. Wie Professor van Giffen in Groningen auf der Wurt Ezinge, so hat er in Hodorf (Holtstien), in Einswarden und neuerdings auch bei Heffens am Jadebusen Feststellungen gemacht, die uns sowohl über das damalige Landschaftsbild als auch über die bäuerliche Wirtschaftsführung der Wurtbewohner eine ganz andere Anschauung geben.

Wie es damals in den Marschen aussah?

Um die Zeit von Christi Geburt trat die südliche Nordseeküste in ein neues Senkungsstadium ein, und die damaligen Küstenbewohner mußten ihre Wohnplätze in dem gleichen Maße erhöhen, wie ihre Häuser durch die Fluten bedroht wurden. Die Siedlungen lagen aber keineswegs im weiten Wattenslick, sondern inmitten grüner Weidestüben. „Auf den hochgelegenen Ufern der Flüsse und Priele gedeihen Eichen und Hasel. Die

Baumstammhorizonte und Moorschichten, die anderthalb Meter unter der heutigen Marschoberfläche angetroffen werden, bezeugen dieses Landschaftsbild. Als die ersten Siedler von der Geest aus ihre Wohnsitze in der damals noch sturmsicheren Marsch errichteten, fanden sie daher nicht nur reichlich Futter für ihr Vieh, sondern auch Holz zum Bau ihrer Häuser vor und jagdbares Wild, das die Wälder beherbergte.“

Die ersten Marschenbewohner waren Viehzüchter und Ackerbauer

Gerade die vor ihren Augen ausgebreiteten grünen Weidestüben sind es doch gewesen, die die Menschen von der Geest in die Marsch lockten. Was mag den Plinius veranlaßt haben, falsch zu berichten? Hat er nur die Wurtenhügel gesehen, die am weitesten ins Meer hinausgebaut waren? Dagegen spricht doch alles die Tatsache, daß er mit scharfer Beobachtung die übrigen Verhältnisse wahrheitsgetreu schildert. Konnte es überhaupt einen Sinn haben, solche mächtigen Hügel lediglich für Fischer aufzuwerfen? Und mußte nicht ein harter, langer Winter zur Einstellung des Nahrungserwerbes führen? Wurten ohne Grasflächen würden auch gar bald von den gierigen Fluten unterspült und fortgerissen worden sein. Nein, da bleibt lediglich die Annahme — die schon Auhagen vertrat —, daß der Römer von der Absicht geleitet wurde, seinen bereits verweltlichten Landsleuten im sonnigen Süden ein Stimmungsbild von der Dürre und der Not zu malen und dabei die Wirklichkeit zugunsten ästhetischer Gesichtspunkte zu rüchtern zu lassen. So nur ist es zu erklären, daß er eine Landschaft zeichnete, in die man nur auf „Knäppel trocken“ gelangte, und dessen armselige Bewohner „getrocknete Erde“ brannten.

Schon van Giffen hatte Knochen vom Pferd, Schaf, Schwein, vom Hund und Rind gefunden. In Einswarden konnte Dr. Haarnagel an zahlreichen ausgegrabenen Knochen nachweisen, daß die heutigen Haustierarten schon in jenen Tagen auf den Werten gehalten wurden. Er fand auch Beweise von Hirschen, Gehörne von Rehen

und Knochen vom Niederwild. Auch Gersten, Weizen und Haferkörner. Damit ist der Beweis erbracht, daß um Christi Geburt in den ungeländerten Marschen schon Viehzüchter und Ackerbauer wohnten.

Freilich kann es sich nur um kleinrassige Pferde und Rinder gehandelt haben. Die Pferde müssen von zartem Knochenbau gewesen sein. Die Hunde dagegen scheinen große, doggenartige Tiere gewesen zu sein, während die kleinwüchsigen Kühe diese Hunde nur wenig an Größe überragten. Das bezeugen nicht nur die Knochenfunde, sondern auch die kleinen Boren, in denen die Rinder standen.

Wie sahen die Häuser jener Menschen aus?

Es gelang Dr. Haarnagel, auch Siedlungen mit Hausresten bloßzulegen. In Einswarden konnten wir damals (1938) klare Grundrisse von Häusern sehen: Zweifelhäuser mit angelegten Kubbungen, mit Längsdielen, Seiteneingängen, Flechtwerkwänden, mit Boren für das Vieh, mit Futterbetten aus Rutenflecht, mit Herdstelle und in einem Falle auch mit einem großen Einfahrtstor in der Schmalseite des Hauses. Im ganzen gesehen also Vorformen unseres Niedersachsenhauses.

Zusammenfassend kann man also sagen: bereits 200 Jahre vor Christi Geburt, in der La-Tène-Zeit, lebten in unseren Marschen schon sesshafte Bauern, die Fischerei, Viehzucht und Ackerbau betrieben, und die keineswegs ein so ärmlich-erbärmliches Leben geführt haben können, wie Plinius es uns glauben machen will; denn Häuser von fast zwanzig Meter Länge konnten schon einen einigermaßen ausreichenden Viehbestand aufnehmen und auch Platz für die Lagerung von Brot- und Futtergetreide bieten.

Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß Dr. Haarnagel demnächst auf Morgensternverhandlungen in Bremerhaven, Dorum, Cuxhaven und Otterndorf über die Ergebnisse seiner Forschungen berichten wird. Gäste sind immer willkommen. Unkostenbeitrag 50 Pfennig.

J. J. Cordes

Erinnerungen aus Urgroßmutter's Küche

Unseren lieben Frauen vom „Morgenstern“ gewidmet

Es ist alles schon dagewesen; es gibt nichts Neues unter der Sonne — das sind Aussprüche, die im großen richtig sein mögen; im einzelnen trägt doch jedes Geschick und jedes Ding Züge seiner Zeit.

Wenn im 18. Jahrhundert in einer belagerten Stadt das Geld selten wurde, Soldaten und Beamte Löhnung und Gehalt nicht mehr bekommen konnten, dann hat man noch nicht zum Gutscheinen gegriffen, sondern wohl das Tafelsilber des Kommandanten zerschneiden und die unregelmäßigen, aber abgewogenen Stücke mit einem Prägestempel als behördlich anerkanntes Tauschmittel, als Geld gekennzeichnet. Wenn aber um 1800 etwa in Kolberg der gleiche Fall eintrat, dann hat man schon Papiernotgeld geschaffen, denn seit der französischen Revolution war Papiergeld als Begriff und Sache da.

Wenn wir im zweiten Weltkrieg eine Buntmetallsammlung veranstalteten, so faßte sie weiter und tiefer als die entsprechende des ersten: viel Hausgerät, viel Kirsch wanderte in den Schmelztiegel, aber auch Kunstwerke aus Bronze, asiatische aus Zinn, Münzen, selbst die Kriegsgeldmünzen der Väter wurden nicht verschont. Die Metallsammlung des ersten Weltkrieges hatte in die Häuslichkeit des Bürgers eigentlich nur insofern eingegriffen, als sie ihn seines schmucken Küchengeräts aus Messing und Kupfer beraubte.

Schade auch darum! Immer wenn ich daran denke, fällt mir ein Ausstrich aus dem ersten zwanziger Jahren ein, im einst, ach, so köstlichen Würzburg, drüben im Mainviertel unter Unser Lieben Frauen Veste, in der fast leeren Gaststube der Drei Kronen. Ein biederer Landmann hat des Guten zuviel getan: nun soll er zahlen. Vor ihm steht geduldig abwartend das Schankmädchen, aber der Geldbeutel und die immer wieder mähfam durchwühlten Taschen sind leer. Behaglich schmunzelnd schaut ein anderer vom Nebentisch zu. Er hat auch schon einige Schöppel über den ersten Durst getrunken, doch fühlt er sich im sicheren Besitz eines gespickten Beutels. Nun läßt er von Zeit zu Zeit (und das „dumm“ hörbar lustbetont) in die Stille die Worte fallen: „Sättigste halt dei Kriegsankleihe behalde, du dummes Luder!“

Ja, hätte man damals nicht abgeliefert... es wäre doch zum Teufel gegangen.

Was ich erzähle, mag als Jugenderlebnis vieler gelten. Wer, ob Junge oder Mädchen, ist nicht als Kind gern — helfend, nur zuschauend oder naschend — in Mutter's Küche gewesen? Immer wird sich auch die Kucheneinrichtung dem Gedächtnis eingepreßt haben. Sie sah in Bürger- und Bauernhaus noch anders aus als heute. Sie hatte vor allem Raum und war nicht ein bloßer Kochwinkel wie jetzt so oft. Die Entwicklung eines fortschrittlichen — und verhängnisvollen halben Jahrhunderts spiegelt sich auch hier. Wie mag das erst vor zwei bis drei Jahrhunderten ausgesehen haben? Wir wollen nicht von offenem Kaminfeuer dort und neuzeitlichem Herd, gar elektrischem oder Gaskocher hier reden, nicht bei Eis- oder Kältschrank, Küchenwaage und Konservbüchsenvorräten unserer Gegenwart verweilen: bleiben wir bei dem Küchengerät und -geschirr jener Tage.

Wo haben wir es doch gesehen? Auf Bildern alter Holländer, die Wohlhabigkeit und Mächtigkeitsgefühl ihrer zeitgenössischen Küchen schildern. Oder oben im Dachgeschloß des Bayerischen Landesmuseums in München bei den wenig beachteten, entzückenden Weihnachtskrippen: da kommen etwa die Heiligen Drei Könige und bringen ihre Gaben, und nun strömt ein blühender Wasserfall, all das silberne und goldene Gerät einer fürstlichen Tafel vor dem göttlichen Kinde zu Boden. Was hier zu einem plastischen Schaubild der Barockzeit aufgebaut ist, zeigen ähnlich die Puppenstuben und Puppenhäuser im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg als Spielzeug aus fürstlichem Besitz oder aus reichen Nürnberger Patrizierhäusern. Und auch die eine oder andere wirklich erhaltene Küche jener Zeit war der Öffentlichkeit zugänglich. Neid — und Entsetzen konnten sich im Gesicht einer betrachtenden heutigen Hausfrau spiegeln, wenn sie die Küche von Goethes Mutter am Großen Hirschengraben zu Frankfurt betrat. Welch ein Unterschied zwischen einer heutigen „Frankfurter Küche“, in der die Hausfrau von einem Drehschemel aus Tisch, Spülstein, Herd bedienen kann, ohne einen Schritt zu tun, und der Küche der Frau Rat in Frankfurt, in der man sich die Beine müde laufen muß! Birgt man heute alles Geschirr staubdicht möglichst in einem Schrank, so stellte man es damals zur Schau. Wieviel Arbeit und wieviel Arbeitskräfte waren nötig, das gleißende Gerät so sauber und strahlend zu halten?!

Manches von diesen Dingen gab's auch weit später noch und in bescheidenen bürgerlichen Küchen: es verschwand auch von da. Ich habe das mit Bedauern erfahren, als ich einst von Verdun auf Urlaub kam. Die vordem blühende Küche meiner Mutter war nun farblos, öde und langweilig geworden. Der gewissenhafte Vater hatte alles abgegeben, was von seinen Voreltern aus mehreren hannoverschen Geschlechtern auf uns gekommen war. So war es zum großen Teil eigentlich noch Urgroßmutter's Küche gewesen, und Urgroßmutter ragte noch beträchtlich ins 18. Jahrhundert hinein und hatte manches Prunkstück wieder von ihrer Mutter oder Großmutter geerbt.

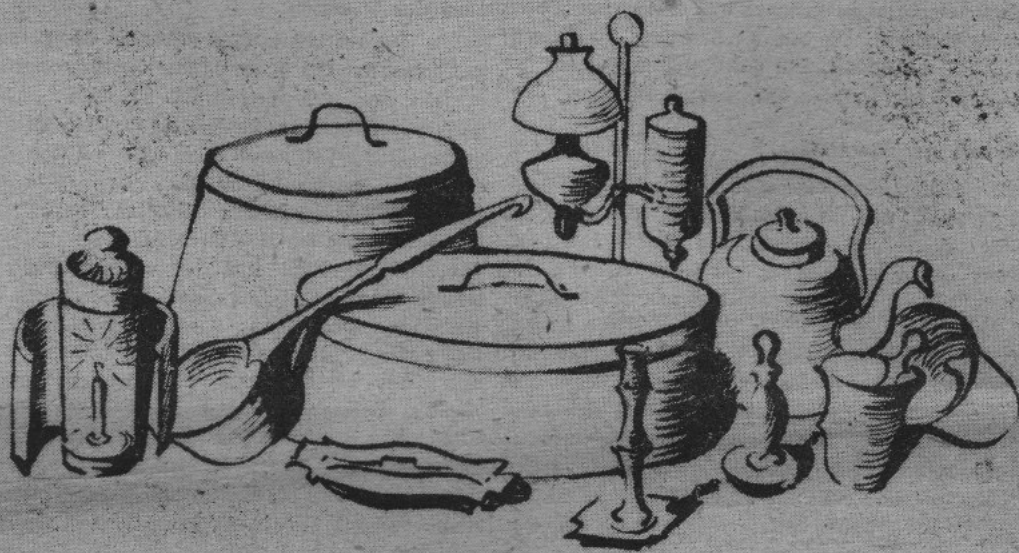
Da hatte die große Wasserkelle aus Messing gehangen. Sie hatte ihre Daseinsberechtigung, als die Köchin ihren Topf noch nicht unter einem Wasserleitungshahn, sondern günstigstenfalls aus einer messingbeschlagenen Pumpe in der Küche füllen konnte, meist aber aus bereitgestellten Eimern schöpfen mußte, deren Wasser die Pumpe vor dem Hause lieferte. Aus schwerem Messing war auch der Mörtel mit dem Stößel, in dem die Stücke des in blaues Papier gewickelten Zuckerhutes zerstampft wurden. Und aus hellgelbem Messing waren auch der Trichter der Kaffeemühle und allerhand Kochtöpfe — einer darunter Mutter's Arger, weil er sich mit seinem runden Boden, nur zum Einhängen in das Kochloch des Herdes bestimmt, auf keine Herdplatte stellen ließ.

Da gab es aus gleichem Metall allerhand, das einen zeitlichen Ausschnitt aus der Geschichte der Beleuchtung anschaulich machte: Leuchter verschiedenen Stills mit Glasmanschetten, die das abtropfende Wachs auffingen, und dazu auf geschwungenem Schälchen die Lichtputzschere, denn die Kerzendochte brannten nicht festlich aus der Flamme heraus ab, sondern qualmten und blaketen mit langer Schnuppe. An des stand da eine Blendlaterne in Röhrenform, mit umlegbaren Güssen und zwei zu öffnenden Tüchen — damit konnte man bei Wind über den düsteren Hof oder spät aus Gesellschaft über die unbeleuchteten Stadtstraßen heimgen. Und noch wurde eine Lampe besonderer Art benutzt. Ihre

ung der Reichsmünze) bei Trödlern und Althändlern in Beuteln, Mulden und Zigarrenkisten noch reichlich und billig zu haben — den Münzfreund lockte an dem Bratentopf noch etwas anderes.

Denn er entdeckte unter dem Griff des Deckels, also an besonders geschützter Stelle, im Rund eingeschlagen und von Zweier- bis Vierergröße, einen wilden Mann mit der Lanze, einen vor seinem Kreuz stehenden Heiligen Andreas und mehrmals ein springendes Pferdchen. Es hatte jene bezeichnende Gestalt (schwerer, gedrungener Leib, gebogener Hals, kleiner Kopf), die wir von Bildern fürstlicher Reiter des 17. und 18. Jahrhunderts kennen. Sichtlich rührten die Einschläge von Prägestempeln her für die hannoverschen und braunschweigischen Münzen, die aus dem Kupfer des sogenannten Communionharzes, der von den verschiedenen Linien des Welfenhauses gemeinsam verwalteten Kupfer- und Silbergruben des Oberharzes um Andreasberg und Klausthal, geprägt wurden. Sie zeigten auch abgekürzte Umschriften, die nicht ohne weiteres zu deuten waren. Was sollten die Münzbilder dort, und wie kamen sie dahin? Dem Jungen erschienen sie als Spielerei: irgend ein Münzmeister oder Stempelschneider schien ihm da seinen Stempel probiert zu haben.

Es hat lange gedauert, bis ihm ein Licht aufging. Es handelt sich nicht um Probeabschläge, vielmehr um eine vorgeschriebene Gütemarke. Wenn etwa alte hannover-



ursprüngliche Gestalt hat Menzel in einer Bleistiftzeichnung 1851 festgehalten, die ihn mit Schwager und Schwester am Tafelklavier zeigt, und sie steht so, neben zwei Kerzenleuchtern, auch auf dem Verhandlungstisch in Donchery, wie ihn Anton v. Werner auf dem Gemälde „Übergabe von Sedan 1870“ darstellt. Später waren solche Öllampen vielfach noch umgewandelt in Gebrauch: nicht mehr floß Öl aus dem Metallrohr zum Docht, der schon von Glaszylinder und Milchglaskuppel umgeben war; an die Stelle des Öls war Petroleum in einem Glasbehälter getreten. Diese Leuchte ließ sich an langer Stange auf und ab verschieben und mit einer Schraube feststellen, je nachdem sie nur den Tisch oder das Zimmer erhellen sollte.

Was einst an Zinnellern dagewesen war, das war um 1900 leider schon in den Trödel gewandert. Doch hielt sich noch die oft begehrte und oft wiedererzählte Geschichte, wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts die zahlreichen Kinder des Hauses aus solchen Tellern gelöst, nach dem Zinnstempel auf der Unterseite geschaut (denn nur der eine Engelstempel war begehrte, die häufigeren Bremer Schlüssel gleichgültig) und sich dabei die heiße Suppe in den Krügen gegossen hatten.

Aus rotem Kupfer aber war der behagliche Wasserkessel, der eigentlich ständig auf dem Herde brodelte, war endlich ein hoher runder und langrunder flacher Deckeltopf von beachtlicher Größe, der uns Kinder besonders anzog. Welche Hausfrau kocht heute noch ihren Johannisbeersaft in so edlem Topf ein, wie es der hohe war, welche war bis vor kurzem in der benedictiner Lage, einen Bratentopf wie den flachen für eine Gans oder einen zehnpfüßigen Kalbsbraten überhaupt nötig zu haben?

Es waren nicht der Reiz, der von so angenehmer Zweckbestimmung ausging, allein; auch nicht die altertümliche Form und der heitere Goldglanz des Messings oder der rote Schimmer des Kupfers (sedem Samstag wurde alles mit Puhpomade oder angefeuchtem weißen Sand, den der flötenspielende, lumpensammelnde und dafür billiges Spielzeug hingebende Sandmann brachte, blank geschwefelt), die uns bestachen.

Den jungen Münzsammler — um 1900 waren ja die großen Bestände an kleiner kupferner, silberner, Nickelscheidemünze all der vielen deutschen Staaten vor 1803 (Reichsdeputationshauptschluß) und 1873 (Einfüh-

sche Silberlöcher am einen Ende einer Zickzacklinie einen Welfenlöwen oder das Welfenroß, und am anderen 12 oder 12 LS, d. h. 12lötiges Silber, eingeschlagen tragen, wie die neueren neben dem Namen des Silberschmieds oder seinem Zeichen die Zahl 800, d. h. 800 Tausendstel Silbergehalt, so war das einst für Kupfergeschirr gleicherweise angeordnet. Ein Götzeichen, wie es gerade auch die Aluminiumindustrie vom 1. Januar 1950 ab einführen will oder schon eingeführt hat, um den Markt von minderwertigem Geschirr zu befreien.

Die Erleuchtung aber kam aus einer sehr ausführlichen Verordnung Georgs II. von Großbritannien-Hannover vom 16. November 1750 „wegen des Kupfer- und Messinghandels in den Fürstentümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen“. Ich fand sie in einer „Sammlung der Verordnungen... des hannoverschen Staates... bis zur Zeit der feindlichen Usurpation“ (d. h. Napoleons), die der Celler Hofrat Dr. Ernst Spangenberg in Hannover bei Hahn 1819 herausgegeben hat. Die Sammlung enthält die damals noch gültigen Verordnungen von 1740 ab. Ich übergehe, was sich aus dem langen Titel zur Geschichte deutscher Kleinfabrik und Kultur entwickeln ließe, erwähne nebenbei, daß mein Stück mit dem Supperelibrius Georgs V. aus dem Besitz des ehemaligen Amtes Bederkesa stammt, und gebe nun den wesentlichen Inhalt kurz wieder, der in Verordnungen von 1764 und 1770 nochmals eingeschärft zu sein scheint.

Sie greift in der Einleitung zurück auf eine ältere Ordnung von 1691, die „fremden Kessel-Führern“ den Eintritt in die hannoverschen Lande untersagt, und zwei andere von 1717 und 1718, welche die Verwendung von Eisen an Kupfer- und Messinggeschloß verboten und die Kennzeichnung fordern, daß es sich um Harzware handelt. 1739 wird das wiederholt, nun erweitert. Fremde Händler werden jetzt zwar zugelassen, aber nur zu Jahrmärkten und nur mit einheimischer Ware. Und diese ist eben, natürlich gegen eine Gebühr von einigen Mariengroschen, mit den Stempeln zu versehen, „welche die jedesmalige Kupfers-, Hammer- und Messings-Hütten-Factoren, nebst dem in Goslar bestellten Communion-Kessel-Schreiber, in denen Städten aber, wofelbst privilegierte Kupfer-Schmiede seyn, die von Unser Berg-Handlung zu befehlende Factores, allein in Händen haben“. Eisen an Kupfergeschloß wird nunmehr ge-

staltet, soweit das zur Festigung des Randes unbedingt erforderlich ist, „damit der leichtgläubige Landmann solch Eisen nicht für Kupfer bezahle“. Ware, die den Bestimmungen nicht entspricht oder gefälschte Stempel hat, wird beschlagnahmt, und davon dem Denuncianten die Hälfte zugebilligt! Kesselflickern ist verboten, eiserne Platten auf Kupfer oder Messing zu setzen. Die in den Städten privilegierten Kupferschmiede haben ihre Ware (deren Metall nur aus den Staatshütten zu entnehmen ist) außer mit dem Staatsstempel auch mit „ihrem Hand- und Stadt-Wapen zeichnen zu lassen“. Ausländische und einheimische Juden dürfen altes Kupfer und Messing nicht aufkaufen. Alles Altmetall der Art muß wieder an die Harzhütten zurückfließen. Genaue Überwachung wird den „Zoll- und Licent-Bedienten, Thor-Schreibern und Controllen“ anbefohlen.

Die vorgesehene Staatsstempel waren immer wieder „ein Pferd 1750“, „ein wilder Mann 1750“, dazu für „einseitige“ Ware, d. h. aus hannoverschen Hütten, „K. u. C. F. K. H.“ oder „K. u. C. F. M. H. 1750“ für Communion-Ware, d. h. aus Hütten, die von Hannover und Braunschweig gemeinsam verwaltet wurden, „K. C. u. F. C. K. H. 1750“ oder „K. C. u. F. C. M. H. 1750“. Das läßt sich nun mit Sicherheit lesen als „Königlich (Großbrit.) und Chur-Fürstlich (Hannov.) Kupfer, Hammer“ oder „Messing-Hütte“ und „Königlich-Churfürstlich (Großbrit.-hannov.) und Fürstlich (Braunschweigisch.) Communion-Kupfer, Hammer“ oder „Messing-Hütte“.

Die Verpflichtung zur Stempelung wurde 1829 aufgehoben; damit fiel natürlich auch die andere fort, nur gestempelte Kupfer- und Messingware zu handeln. (Chr. H. Ebhardt, Gesetze . . . für das Königreich Hannover, 7. Band, 1840.) So ist für unsere so gestempelten Stücke in Museum und Haus die Herkunft aus dem Harz und die Datierung zwischen 1717 und 1829 gegeben; die genauere zeitliche Festlegung bleibt der Betrachtung der Stilform überlassen.

Was eine alte Küche berichten, was man in einem alten Schmöcker, einer Geseßsammlung (die andere

vielleicht als erprobtes Schlafmittel gebrauchen) an fesselndem kulturgeschichtlichem Gehalt entdecken kann!

Ich habe so ungefähr all dies Messing, Kupfer, Zinn, küchengerät nach dem 1. Weltkrieg nochmals wieder-gesehen, nicht gerade das unserige, aber entsprechendes, und in ungeahnten Mengen, denn ich glaubte es längst eingeschmolzen und in Gestalt von Granatzändern oder ähnlichen schönen Dingen in die Luft gesagt. Es war in den zwanziger Jahren in der stattlichen ehemaligen Residenz der Bischöfe von Eichstätt in Bayern, in der Wilibrordsburg über der Altmühl. Sie beherbergt ein sehenswertes Museum, das z. B. außer Solnhofener Tierversteinerungen und -abdrücken auch ein Mammuthskelett aufweist. Da gab es ganze Klare mit Glas-schränken voll trefflicher Stücke solcher Schalen, Feuer-becken, Teller, Tiegel, Töpfe, Pfannen, Kannen, Hümpen, Kellen, Kessel, „Castrollen“, „Comferts“, Mörser, Leuchter, Lampen. Gott sei Dank, dachte ich, daß nicht alle diese formschönen und gediegenen handwerklichen Erzeugnisse vernichtet sind. Aber sie waren doch ihrem angestammten und gebührenden Platz, dem deutschen Bauern- und Bürgerhaus, entfremdet.

Wo mögen sie jetzt sein? Wahrscheinlich hat auch da der 2. Weltkrieg gründlichst ausgeräumt. „Entrümpelt“, sagte man. Diese Entrümpelung bedeutete oft eine gewaltige Verarmung an Werten, die den geschichtlichen Sinn mit gebildet und geschult haben. Den Rest dazu gab die Zerstörung der deutschen Städte mit ihren öffentlichen Museen, privaten Sammlungen, altem Urvater- und Armutterhausrat. Aus solcher Entrümpelung gerettet und vor dem Einstampfen bewahrt ist auch das Buch, das den Anstoß zu dieser Plauderei gegeben hat: es hob all die verschwundenen und dem Gedächtnis fast entwichenen Küchenschätze wieder über die Bewußt-seinschwelle; es formte etwas wehmütige, nicht weh-leidige Erinnerungen, wie sie jeder ältere Mann, jede alte Frau in treuem Herzen bewahrt, wie sie der heuti-gen Jugend im Zeitalter des emaillierten Eisenblechs, des Aluminiums und der Ersatzstoffe leider fremd ge-worden.

Th. A. Schröter

Mien Wursterland

Mien Wursterland an'n Nordseestrand,
Wat bist du doch so schön!
Um Wurt un Dörp in'n Sünnerganz
windt Hof an Hof den bunten Kranz
dörch Saat un Wüschengrün.
Land Wursten, du bist schön!

Mien Wursterland an'n Nordseestrand,
wat hew ik di so leew!
Güng ok mien Weg ins in de Wied,
mien Hart un Sinn doch jede Tied
bi di, Land Wursten, bleew.
Ik hew di so so leew!

Mien Wursterland an'n Nordseestrand,
wat sleit dien Hart so tro!
Von allers her dat Friesenblot
so wa'm vull Leew, so fast vull Mot,
dat mak't noch hümmerto
dat Wurster Hart so tro.

Mien Wursterland an'n Nordseestrand,
mien Helmat dütsch un free!
Dütsch is de Alder in dien Schild
un free dien Volk un dien Gefild
bet an de wilde See.
Hol Gott di dütsch un free!

Georg Joh. St. v. Hassel

100 Jahre Innere Mission in Bremen 1849—1949

Bremen, Verlag der Einkehr, S. 48 S.

Was der Verfasser (es ist niemand anders als der Ge-schichtsschreiber Bremerhavens und Bremens, Dr. Georg Bessel) als Untertitel seiner kleinen Schrift gewählt hat: Ein Stück verborgener Geschichte, das könnte auch in anderem Sinne von ihr gelten: Ein verborgenes Schriftchen. Eben darum wird es hier angezeigt. Denn der Urheber hätte ganz wohl auch darauf schreiben kön-nen, was der Philosoph de Saussouci auf seine Werke setzte oder setzen ließ: De main de maitre. Hier ist mit philosophischem Geiste und nach großen Gesichtspunkten immer aus den Quellen zusammengegrast und übersichtlich gegliedert, immer auch in Verbindung gestellt mit der politisch-wirtschaftlich-sozialen, wie der religiös-kirchlichen Entwicklung eines Jahrhunderts, was in Bremen christ-liche Liebestätigkeit in unendlicher Fülle vorbildlich ge-leistet hat. Es sind die Taten, ohne die unsere Zeit der Technik und der Massen nicht mehr denkbar wäre. Knapp und mit innerer Wärme vorgetragen, ist hier eine vortrefflich lesbare Geschichte entstanden, die auch dem zu denken gibt, der diese ganze stille, aufopfernde Tätig-keit nicht beachtet — oder nicht zu sehen glaubt. Schr.

Ein Urnenfriedhof auf Stadtgebiet

Kürzlich wurde in der Leher Feldmark in der Nähe der Spadener Straße ein Acker umgepflügt. Als nur noch wenige Furchen zu ziehen waren, mußte der junge Bauer seine Arbeit unterbrechen, denn wieder einmal war er mit dem Pflug gegen einen ungewöhnlich großen Stein gestoßen, der in dreißig Zentimeter Tiefe in der Erde saß. Seit Jahren wiederholte sich dieser Vorgang immer in dem gleichen Teil des Ackers, und viele her-ausgeworfene Steine am Ackerrand zeugten von un-lieblichen Arbeitsunterbrechungen. Der junge Bauer be-seitigte den neuen Störenfried mit einem Spaten. Als er jedoch den Stein, der eine platte Form aufwies, ge-hoben hatte, wurden darunter wiederum neue Steine sichtbar, die senkrecht im Boden standen. Auch sie wur-den ausgegraben. Dabei förderte er eine stattliche Urne zutage, die bis zum Rande mit Erde und Knochenresten gefüllt war. Der platte Stein war also der Deckel, und die senkrecht stehenden Steine waren ein Steinmantel gewesen. Was sollte der junge Bauer, Albert Heleberg, der auf dem Anwesen seines Schwiegervaters in der Spadener Straße tätig ist, nun machen? Er berichtete diesem, was er gefunden hatte, und der Bauer, Heinrich Schlingmann, machte sofort dem Polizeimeister Vollers Mitteilung von dem Fund. Die Fundmeldung ging an das Morgensternmuseum, das die Urne schon am nächsten Tage sicherstellte.

Die Auswertung des Fundes ergab, daß es sich bei der Entdeckung an der Spadener Straße um einen Urnen-friedhof aus der ältesten Eisenzeit handelt. Die Urne

In der Heimatpflege tätige Kräfte werden umgehend nach Meldung jeden Fundorts überprüfen und im Bedarfs-falle eine sachgemäße Ausgrabung vornehmen. Fund-meldungen nimmt jede Polizeistation des Landkreises entgegen, sie können aber auch an den Bürgermeister oder Lehrer des betreffenden Ortes gerichtet werden.

Jede Mitteilung kann auch direkt an den Leiter des Morgensternmuseums in Bremerhaven, Rektor J. J. Cordes, an den Kreiskulturpfleger für vorgeschichtliche Denkmäler, Lehrer R. Waller in Cuxhaven, Badehaus-allee 18, oder dessen Vertreter, H. Aust, Bremerhaven, Lehe, Lange Straße 138, gegeben werden.

Nachlese auf dem sächsischen Urnenfeld beim Gravenberg in Westerwanna

Das sächsische Urnenfeld beim Gravenberg in Wester-wanna ist durch die große Zahl der geborgenen Urnen, die mit ihren Beigaben Aufstellung in den Museen in Hamburg, Bremerhaven, Hannover, Berlin, Bremen und Otterndorf gefunden haben, hinreichend bekanntgewor-den. Die Vielzahl ermöglichte eine genaue Bestimmung, die zu der Bezeichnung „Westerwannae Typus“ führte.

Pastor Plate, ein eifriger Chronist Wannas, berichtet, daß er am 11. August 1738 „eine Urnam, unter einem schwarzen Topf mit Knochen“ gefunden habe. Es sei dieses die erste Urne, die er zu Gesicht bekommen habe. Seitdem haben viele Grabungen von berufenen und un-berufenen Personen dort stattgefunden. Das Ergebnis waren die vielen Urnen, die in staatlichen und privaten Sammlungen Aufnahme gefunden haben.

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurden auch in Wonna Schatzgräben gezogen. Hierbei stieß man wiederum, besonders im Gebiet des unermesslichen Urnen-friedhofes am Gravenberg, auf eine Anzahl von Urnen. Leider gingen die meisten Gefäße zu Bruch, nur wenige blieben erhalten. Von diesen gingen die Beigaben jedoch sämtlich verloren, da die Bergung unsachgemäß erfolgte. Nur wenigstens konnte später gerettet werden.

Als ich im Herbst 1947 am Gravenberg weilte, be-merkte ich, daß an einer Stelle durch Tiefpflügen eine Anzahl Urnenscherben neu herausgepflügt worden war. Hier mußte unbedingt der Spaten angelegt werden.

Am 9. November 1947 nahm ich dann an der Stelle eine Grabung vor. Eine Anzahl Scherben war bald ge-funden. Ich stieß dann auf die Böden zweier Urnen. Beim Herausnehmen stellte ich fest, daß zwischen beiden der Hals einer dritten Urne sichtbar wurde. Trotz vor-sichtigen Freilegens konnte das Gefäß nicht heil gebor-gen werden, da es bereits vollkommen von Rissen durch-zogen war. Die Form des Gefäßes konnte jedoch ein-wandfrei festgestellt werden. Alfred Plettke (+) weist sie in seinem Werk „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen“ in die Unterabteilung A 6 a des Westerwannae Typs, mithin in das 4. Jahrhundert n. Chr. ein.

An Beigaben enthielt das Gefäß: 1 br. Armbrustfibel, 1 eiserne Schere, 1 eiserne Hohlzadel, 1 weiteren eisernen, noch nicht näher bestimmten, schlüsselförmigen Gegenstand, 1 Spinnwirtel, weiß, 1 bronzene Münze, 1 blaue Perle, 1 grüne Perle, Glasfluß von weiteren Perlen oder Gegenständen.

Die Armbrustfibel wurde in Westerwanna in der Form schon in mehreren Exemplaren gefunden. Sie ist in dem Typus V: Armbrustfibel mit Nadelhalter in ganzer Länge des Fußes (Stufe D, 4. Jahrh.) einzu-reihen. Da die Verschlussplatte am vorderen Ende noch selbständig ist, könnte sie in die „Serie 2“ eingereiht wer-den. Eine Facettierung des Bügels und des Nadel-halters verweist sie jedoch in die „Serie 4“.

Die Münze hatte folgende Inschriften: Avers: IMP MAXIMIANUS P F AUG. Kopfbild nach rechts. Revers: GENIO POPULI ROMANI. Bild: Genius mit Patere und Füllhorn stehend nach links.

Es handelt sich hier um eine Münze des römischen Mitregenten Maximianus, der im Jahre 286 n. Chr. von dem damaligen Kaiser Diocletianus als Mitregent angenommen wurde. Maximianus erhielt den Okzident. Er bekämpfte mit Erfolg die Germanen und vertrieb sie aus Gallien, von wo sie ihre feindlichen Streifereien gegen das römische Reich unternahmen.

Wahrscheinlich ist die Münze auf dem Handelswege in unsere Heimat gelangt. Sie wurde mit einer Durch-bohrung am Rande versehen, gewölbt und fand dann, so umgearbeitet, Verwendung als Schmuck oder Amulett. Beim Tode ihres Trägers wurde sie — glücklicherweise ohne dem Feuer ausgesetzt zu werden — demselben mit ins Grab gegeben.

Maximianus selbst regierte noch bis zum Jahre 305 n. Chr. In diesem Jahre legten beide Regenten ihre Ge-schäfte nieder. Auf Grund dieser Zeitseignis dürfte die Bestattung mit Bestimmtheit als eine Beisetzung im vierten Jahrhundert nach Christus anzusprechen sein.

Konrad Schäfer, Westerwanna

Ich kanns ja nicht lassen / ich muß mich sorgen für
das arm / elend / verlassen / veracht / verraten und ver-
kauft Deutschland / dem ich ja kein arges / sondern alles
gute gönnt / als ich schuldig bin meinem vaterland.

Martin Luther

stammt aus der Zeit um 600 v. Chr. und gibt uns Auf-schluß über die Bestattung unseres seihgen Stadtgebietes vor über 2500 Jahren.

Die Schilderung, wie es zu der Entdeckung eines Urnenfriedhofes kam, soll als Beispiel dienen, wie ein paar Männer durch verständnisvolle Mitarbeit der Hei-matsforschung einen wertvollen Beitrag geliefert haben. Durch ihre Umsicht ist das Bremerhavener Morgenstern-museum um einen wertvollen Fund bereichert worden, der uns wieder einen neuen Blick in die Geschichte unserer Heimat gestattet.

Wie oft kommt es vor, daß in ähnlichen Fällen, wie an der Spadener Straße, eine Fundmeldung unter-bleibt! Es gibt viele Beispiele dafür, daß in unserem Gebiet mancher wertvolle vorgeschichtliche Fund zerstückt wurde. Steingräber wurden zertrümmert, bronzzeitliche Grabhügel abgetragen und Urnenfriedhöfe durch Pflä-gen, Ausschachten oder Grabenziehen vernichtet.

An alle Bewohner des Kreises Wesermünde ergeht deshalb die Bitte, Beobachtungen, die zur Bergung eines vorgeschichtlichen Fundes beitragen können, zu melden.

Worpsweder Gemälde in Stade

Sechzig Jahre sind ins Land gezogen, seitdem Frh. Mackensen und Otto Modersohn in München ihren ersten großen Erfolg buchen konnten, und seitdem sie sich bewußt der heimischen Landschaft zuwandten. Hans am Ende, Frh. Overbeck und Heinrich Vogeler gefolgt zu ihnen. Es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn der Plan, hier in Bremerhaven eine Sonderschau der Gemälde dieser bekannten Künstler zu veranstalten, Wirklichkeit würde. Schwieriger als die Beschaffung solcher Werke aus öffentlichem und privatem Besitz dürfte es allerdings sein, in unferer so arg zerstörten Stadt entsprechende Ausstellungsräume zu finden.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß sich im Stader Regierungsgebäude eine Reihe von Worpsweder Gemälden befindet, die nach dem ersten Weltkrieg angekauft wurden, um den notleidenden Künstlern zu helfen. Der Schriftsteller und Studentrat Martin Boyken hat das Verdienst, gerade in diesem Jahre auf diese Tatsache hingewiesen zu haben, und zwar in einer kleinen Schrift, die im Rahmen des „Informationsdienstes der Regierung in Stade“ erschien.

Im Jahre 1926 schenkte die Stadt Wesermünde der Regierung ein von Prof. Schöningen gemaltes Bild: „Der alte Fischerhafen in Wesermünde“ (190×90). Das Bild zeigt die ganze Betriebsamkeit des Hafens, wie wir es kennen. Man sieht die einlaufenden und löschenden Dampfer und Kutter, und darüber ziehen dunkle Rauchschwaden hin, und trüb bricht sich in den bewegten Wellen das Licht des Tages.

Frh. Mackensen lieferte später sein: „Einsame Fahrt bei Worpswede“ (200×175). Ein echt typisches Gemälde aus dem Teufelsmoor. Das braune Segel leicht geschwellt, so fährt der „Jan vom Moor“ am Steiner seinen Kahn durch die Einsamkeit und Friedlichkeit des dämmernden Abends.

Es folgte Otto Modersohn mit seiner: „Heide bei Kirchhinkel“ (120×95). Düsteres Gewölk jagt über die Heide, die Kronen neigen sich vor dem Winde; aber die hellen Sandwege, die Feldstreifen und einige weidende Schafe treten frisch hervor.

Wieder an die Weser führt das Bild von Carl Jörres: „Bremer Vulkanwerft“ (120×95). Auf dem Werftgelände am Strom ragt hoch das Gerüst für den damals gerade in Auftrag gegebenen größten Tanker der Welt hervor.

Und wieder an die Elbe verweist uns Walter Bertelmann mit seiner: „Elbe bei Krautsand“ (140×90). Schließlich erhielt Müller-Schöckel den Auftrag, ein Motiv aus dem südlichen Teile des Bezirks zu liefern: „Verden an der Aller“ (120×90). Mächtig überragt der alte, ehrwürdige Dom das Häusergewirr um ihn herum. In der von ihm ausstrahlenden Wucht und Ruhe paßt das leicht bewegte Wasser der Aller. So wie die Wellen stromabwärts zie-

hen, so rann die Zeit an dem alten Gemäuer vorüber. Martin Boyken hat schon recht, wenn er meint, daß das Bild an niederländische Vorbilder erinnert; hier wie dort geben Wolken, Luft und Winde unseren Landschaftsbildern den rechten Inhalt. Satten Farben, feierliche Ruhe und daneben auch der stete Wechsel der Wolkenberge schaffen die Farbensymphonie der Atmosphäre und leihen den Bildern den verhaltenen Zauber.

Auch heute wieder steht die Not vor den Türen unserer schaffenden Künstler, und der Hinblick auf diese Bilder in Stade mag eine Anregung, mehr noch eine Mahnung sein, auch in diesen Tagen ihnen hilfreich die Hand zu reichen.

Die Klompen

In den kleinen, sauberen Städtchen Hollands klabbert jung und alt in Holzschuhen, oder, wie die Holländer sagen, in Klompen durchs Leben.

Nun war einmal eine Mutter, die hatte zehn Kinder. Und wenn sie ihre Kinder zu Bett gebracht hatte, dann zählte sie die Klompen vor der Tür:

„Een Paar Klompen, twee Paar Klompen, drijs Paar Klompen, veer Paar Klompen, seff Paar Klompen, seß Paar Klompen, seeben Paar Klompen, acht Paar Klompen, negen Paar Klompen, tein Paar Klompen. Alle te Bett!“

Und eines Abends waren die Kinder wieder zu Bett gegangen, und die Mutter zählte wie immer die Klompen, und sie saapte vor Müdigkeit dabei, denn sie hatte viel gearbeitet an dem Tage:

„Een Paar Klompen, twee Paar Klompen, drijs Paar Klompen, veer Paar Klompen, seff Paar Klompen, seß Paar Klompen, seeben Paar Klompen, acht Paar Klompen, negen Paar Klompen —, negen Paar Klompen...“

Es stehen nur neun Paar Klompen vor der Tür!

Die Mutter: „Vader, Vader!“

Der Vater: „Wat is der?“

Die Mutter: „Negen Paar Klompen!“

Der Vater: „Negen Paar Klompen?! Een Paar Klompen, twee Paar Klompen, drijs Paar Klompen, veer Paar Klompen, seff Paar Klompen, seß Paar Klompen, seeben Paar Klompen, acht Paar Klompen, negen Paar Klompen...“

Da kam die Großmutter, zitterig und alt, und fragte mit weinerlicher Stimme: „Wat is der?“

Die Großmutter des Vaters: „Negen Paar Klompen!“

Die Mutter: „Negen Paar Klompen!“

Nun fängt die Großmutter an zu zählen: „Negen Paar Klompen?! O Gottgott! Een Paar Klompen, twee Paar Klompen, drijs Paar Klompen, veer Paar Klompen...“

Gefinnung

Last fahren hin das allzu Flüchtigel

Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;

In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,

Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige

Durch Folg' aus Folge neue Kraft,

Denn die Gefinnung, die beständige,

Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

Klompen, seß Paar Klompen, seß Paar Klompen, seeben Paar Klompen, acht Paar Klompen, negen Paar Klompen...“

Alle klagen hintereinander: „Negen Paar Klompen!“ Das hört der Schulmeister, der Magister, der des Weges geht, und er kommt herein und fragt:

„Nanu, wat is der?“

Jammernd klingt es von allen Seiten, indem man auf die Holzschuhe weist: „Negen Paar Klompen!“

Und schon zählt der Schulmeister: „Negen Paar Klompen? Twee — veer — seß — acht — negen... hm, hm! Veer — acht — negen... Negen Paar Klompen!“

Der Vater: „Negen Paar Klompen!“

Die Mutter: „Negen Paar Klompen!“

Die Großmutter: „Negen Paar Klompen!“

Der Magister: „Negen Paar Klompen!“

Draußen geht der Pastor vorbei, der Domine. Er hört das Klagelied seiner Schäflein und kommt ins Haus. Und seine sanfte Stimme glättet wie Öl die erregten Wogen: „Wat is der?“

Und hoch und tief geht der traurige Chorus: „Negen Paar Klompen!“

Würdig und feierlich, wie es seines Amtes ist, zählt der Domine: „Een Paar Klompen, twee Paar Klompen, drijs Paar Klompen, veer Paar Klompen, seff Paar Klompen, seß Paar Klompen, seeben Paar Klompen, acht Paar Klompen, negen Paar Klompen...“ (mit einem Augenaufschlag der Ergebung in Gottes Willen): „Negen Paar Klompen!“

Auf einmal wird die Schlafzimmertür aufgerissen, und der kleine Hendrik stürzt empört im Nachtpolter heraus:

„Moder, Moder, Jan is met de Klompen to Bett gängen!“

Bernd Pösch

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

1. Vorträge: Der Leiter des Amtes für Marschen- und Wälderforschung, Dr. Haarnagel, wird Ende dieses Monats eine Reihe von Vorträgen über die neuesten Ergebnisse seiner Grabungen in Hodorf, Einswarden und Hesses halten, und zwar spricht er am 28. Januar, 20 Uhr, in Nabers Hotel in Bremerhaven, am 27. Januar, 20 Uhr, in Cuxhaven, im Kurhospiz, Marienstraße 51, am 29. oder 30. Januar in Otterndorf und am 28. Januar in Marschenheim (Jugendheim) in Bremen (Beginn 15 Uhr). Gäste sind willkommen. (Siehe den Aufsatz über Plinius.)

2. Der Ochsenturm in Dingen wird — so teilt der Sachbearbeiter der Stader Regierung, Oberbaudirektor Geick, mit — in der vom hiesigen Hochbauamt vorgeschlagenen Weise wiederhergestellt werden. Nach Rücksprache mit dem Landeskonservator in Hannover soll über der Luke ein Aufbau mit waagrechttem Dach, das schwach zeltartig gehalten wird, errichtet werden. Es ist damit zu rechnen, daß die Arbeiten so beschleunigt werden, daß der Turm zum Frühjahr wieder für Besucher und Schulklassen freigegeben wird.

3. Das Geesthaus in Speckenbüttel, das seit wieder völlig instand gesetzt ist, hat in der zweiten Dönz einen Webstuhl erhalten. Der Raum ist fräuleinfrüh zur Verfügung gestellt worden. Dafür ist sie bereit, jeden Donnerstag den Webstuhl den Besuchern des Hauses — besonders auch Schulklassen — vorzuführen. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

4. Was wird aus den alten Akten und Urkunden? Das mit Unterstützung des Heimatbundes der „Männer vom Morgenstern“ eingerichtete „Hader Archiv“ im Kranichhaus in Otterndorf hat unter der Leitung von Dr. Lent seine Bestände in der kurzen Zeit seines Bestehens (August 1948) verdreifachen können. Auch für das Land Wursten ist nunmehr ein Archivpfleger eingesetzt worden. Der 2. Vorsitzende, Amtsgerichtsrat Robert Wiebalk, Dorum, hat sich bereit erklärt, diese Tätigkeit ehrenamtlich aufzunehmen. Die

Kreisverwaltung wird ihm in Dorum im Altersheim ein Zimmer zur Verfügung stellen, in dem die Akten gesammelt und entsprechend bearbeitet werden können.

5. Sonderfahrt zum Klootschießen: Wer hat ein solches Volksfest bereits einmal mitgemacht? Bei genügender Beteiligung wird der Heimatbund am Sonntag, 5. Februar, eine Omnibusfahrt nach Feeder einlegen, um Gelegenheit zu bieten, ein Klootschießen zu sehen. Preis und Abfahrtszeit sind durch Uhrmacher Ferdinand Riedel (Tel. 2883) zu erfahren. Meldungen bis zum 28. Januar unbedingt erforderlich. Soweit Platz vorhanden ist, können auch Nichtmitglieder an der Fahrt teilnehmen.

6. Das Städtische Morgensternmuseum befindet sich in stetem Aufbau. Die ihm von der Stadtverwaltung zugewiesenen Räume sind bereits viel zu eng geworden, so daß daran gedacht werden muß, weitere Räume zur Verfügung zu stellen. Durch Zuwendungen und auch durch Ankauf haben sich die Bestände schon außerordentlich wieder vermehrt. Das Museum befindet sich zurzeit in Block IV des Stadthauses (Kaiser-Wilhelm-Straße). Es ist jeden Dienstag, Freitag und Sonntag von 10 bis 12 Uhr und mittwochs von 16 bis 18 Uhr geöffnet. Fernruf 4211, Apparat 568. Leiter: Rektor J. J. Cordes.

7. Naturschuttpflege: In jedem Regierungsbezirk des Landes Niedersachsen ist durch den Landesbeauftragten in Hannover seit ein Bezirksbeauftragter ernannt worden, ferner für jeden Kreis ein Kreisbeauftragter. Kreisbaumeister Tienken ist es gelungen, jetzt auch in jeder einzelnen Ortschaft einen Vertrauensmann zu gewinnen, der die Aufgabe hat, die unter Schutz gestellten Gegenstände und Landschaftsgebiete zu überwachen und auch von sich aus Vorschläge für neue Maßnahmen zu machen. Schon steht sei darauf hingewiesen, daß der Landesbeauftragte in diesem Jahre alle Beauftragten und Behördenvertreter zu einer Tagung zusammenrufen wird, damit der Naturschutz im Lande Nieder-

sachsen künftig nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt wird. Auch im Kreise Wesermünde ist im vorigen Jahr wieder eine Reihe von Baumgruppen und Hügelgräbern unter Schutz gestellt worden. Anträge betreffs Hügelgräber in Köhlen und Midlum sind gestellt worden.

8. Denkmalschutz: Für den nach München vertriehen Herrn Pfeiffer ist Lehrer Karl Waller, Cuxhaven, zum Kreiskulturpfleger bestimmt worden. Waller betreut ebenfalls den Kreis Hadeln. Ihm hat sich zur Mithilfe Lehrer Aulst jr. zur Verfügung gestellt, der neben Herrn Franke, Holsfel, bereits an Grabungen in Holsfel, Krenpel und Heßfeld teilnahm.

9. Dr. jur. Benno Eide Siebs, Bremerhaven, ein führendes Mitglied der Männer vom Morgenstern, ist zum Mitglied des Wissenschaftlichen Rates am Geologischen Institut in Hamburg ernannt worden.

10. Neue Bücher: Heinrich Rätther, Hechthausen (früher Pastor in Neuenwalde), hat zu Weihnachten seine „Geschichte des Landes Hadeln“ erscheinen lassen. Rektor E. Krüger, Nordenham, veröffentlichte ein „Marschenbuch“. Zwischen Jade und Weser. Rätthers Buch erschien bei Hottendorf in Otterndorf und Krügers Buch bei Edo Diekmann in Oldenburg.

11. Diese Heimatbeilage ist im Verlage der „Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung“, Bremerhaven Lehe, Hafenstraße 140, auch besonders zu beziehen. Der Preis beträgt mit Zustellungsgebühr vierteljährlich 0,60 DM.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preise von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Portokosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutsche Verlagsgesellschaft mbH., Bremerhaven, Hafenstr. 140. Für den Inhalt verantwortlich: J. J. Cordes, Bremerhaven-L., Timmermannallee 24.